



Weggesperrt in Wien

In manchen Migrantenfamilien tun die Männer alles dafür, um ihre Ehepartnerinnen an einem selbstbestimmten Leben zu hindern. Der Verein Nachbarinnen kämpft darum, Frauen aus diesem Gefängnis zu holen. DER STANDARD hat eine Aktivistin begleitet.

Gerald John

Die Frauen müssen lachen, als sie die Handys an die Ohren pressen. Obwohl sie nebeneinander sitzen, tun die beiden so, als würden sie telefonieren. Samira will zum Arzt, traut sich einen Anruf auf Deutsch aber noch nicht ganz zu. „Ich habe Termin“, spricht sie in ihr Smartphone. Übungspartnerin Fatima korrigiert: „Es heißt, ich brauche einen Termin.“ Lesen und Verstehen klappten schon recht gut, doch mit dem Sprechen tue sie sich schwer, entschuldigt sich Samira. Dabei ist sie keineswegs neu in Österreich. Seit rund zehn Jahren lebt die Syrerin in Wien – sofern man das denn so nennen will. Die längste Zeit hat sie weder Freunde getroffen noch Deutsch gelernt, selbst für Anrufe bei ihren Verwandten brauchte sie eine Erlaubnis: „Ich hatte nicht einmal einen Wohnungsschlüssel.“

Dass Samira heute einem nicht dem Fastenmonat Ramadan verpflichteten fremden Mann, wie der STANDARD-Reporter einer ist, in eigenen vier Wänden Pistazien anbieten kann, hat viel mit ihrer regelmäßigen Besucherin zu tun. Fatima Kblawi ist als Sozialassistentin für den Verein Nachbarinnen unterwegs, um Migrantinnen aus dem Abseits zu holen. Die Mittvierzigerin trägt selbst Kopftuch und hat arabische Wurzeln – der Vater stammt aus Palästina, die Mutter aus Syrien. Sie spricht die Sprache, kennt die Mentalität. Anders fände sie zu ihren Klientinnen gar keinen Anschluss.

Die potenzielle Zielgruppe ist groß. Nimmt man Erwerbsarbeit als Maßstab, dann haben drei Viertel aller aus Syrien, Afghanistan und dem Irak geflüchteten Frauen noch nicht Fuß gefasst. Oft wird der rasch nach der Ankunft geborene Nachwuchs zum Hindernis: Kinderbetreuung entledigt für jeweils drei Jahre von der Pflicht zur Jobsuche, ein Sprachkurs muss nur besucht werden, wenn dies als „zumutbar“ erscheint. Danach fällt der Einstieg in den Arbeitsmarkt schwer.

Doch das erklärt das Problem nicht zur Gänze. Immer wieder sind es Ehemänner, die im Weg stehen.

„Es ärgert mich, dass ich bisher fast nichts erreicht habe“, sagt Samira, die mit ihren drei Kindern auf 52 Quadratmetern in einem Ge-

meindebau aus den Fünfzigerjahren wohnt. Kunststapel, ein kleiner Elefant und andere goldfarbene Accessoires sorgen für einen Hauch alte Heimat, das Mobiliar aber ist karg. Die Familie lebt von der Sozialhilfe.

Dabei habe sie in Syrien Matura gemacht und an der Uni studiert, erzählt Samira. Doch erst kam die arrangierte Ehe mit einem um 25 Jahre älteren Mann, den sie sich nicht ausgesucht habe, dann die Flucht vor dem Krieg; er ging voraus, sie folgte ein paar Monate später. In Wien dauerte es nicht lange, bis sie Mutter wurde – und sich das erhoffte Familienglück als Gefängnis entpuppte: „Selbst einen Sprachkurs hat er verhindert, und immer wieder gab es auch Gewalt.“

Verloren in einer fremden Welt

Als eines Tages die Polizei auftauchte, sei die ganze Geschichte als Licht gekommen, sagt Samira. Offenbar hat ihr Mann aus seiner ersten Zeit in Wien eine Tochter mit einer anderen Frau, ein Misshandlungsvorwurf brachte ihn in Haft. Vor Schlägen war sie nun sicher – aber auch verloren in einer fremden Welt. Bis sich über Vermittlung des Hilfswerks, einer Sozialorganisation, die Nachbarinnen einschalteten.

„Kam ein Brief von einer Behörde, konnte sie ihn nicht lesen“, erzählt Fatima Kblawi. Schritt für Schritt musste ihre Klientin lernen, wie man mithilfe von ChatGPT Texte übersetzt, das Nachrichtensystem der Schulen benutzt, mit dem Smartphone Adressen findet, Termine in den Kalender einträgt oder sich beim Arzt verständigt: Was ist ein Rezept? Was bedeutet Fieber? Auf Amtswegen ging die Betreuerin mit Mutter und Kinder bekamen eine Lernhilfe, praktisch zum Nulltarif. Der Verein verrechnet nur einen minimalen Kostenbeitrag – als Anreiz, die vereinbarten Stunden einzuhalten.

Doch die Nachbarinnen fördern nicht nur, sie fordern auch. Jede Woche schließt Kblawi neue Vereinbarungen mit „ihren“ Frauen ab. Da gilt es etwa, ein paar spezielle Wörter auf Deutsch zu lernen, zum ersten Mal ein Schwimmbad oder eine Bibliothek zu besuchen oder die Kinder früh schlafen zu legen. Ein großes Thema sei die Mundhygiene: „Den Kleinsten werden oft nicht die Zähne geputzt.“

Was Männer dazu verleitet, ihre Frauen wegzusperren? „In den Herkunftsländern waren sie allein dafür zuständig, für die Familie zu sorgen, die Frauen blieben zu Hause“, sagt Kblawi: „Nun, in Österreich, haben viele Angst, dass die Frauen sie verlassen, wenn diese ihr eigenes Geld verdienen.“ In Familien, die aus Syrien oder anderen Ländern mit traditioneller Rollenverteilung zugewandert sind, handle es sich dabei leider um „ein verbreitetes Phänomen“. Selbst der Besuch eines Deutschkurses wirke aus dieser Perspektive bedrohlich: „Dort könnten die Frauen noch dazu mit anderen Männern reden, was zu Hause nicht üblich war.“

Kblawi glaubt auch, dass Gewalt, wie sie in allen Schichten vorkommt, in solchen Familien ein besonderes Problem ist. Die Männer sehen selbst stark unter Druck. Sie müssen sich in einem neuen System zurechtfinden, einen Job suchen, Deutsch lernen.“ Außerdem sei es in Syrien normal, dass der Mann manchmal zuschlägt: „Die Frauen bekommen von ihren Familien oft noch den Rat, dass sie das auszuhalten hätten. Denn wer soll nach einer Trennung sonst für die Kinder sorgen?“

Sie erlebe immer wieder, dass die arabische Community auf Facebook eine Frau schlecht mache, die wegen ihres Mannes die Polizei geholt hat. Doch wachsende Einsicht registriert Kblawi ebenso, auch bei den betroffenen Ehegatten: „Mit der Zeit werden unsere Prinzipien mehr und mehr verstanden – die Frauenrechte eingeschlossen.“

Kaum Kontakt nach draußen, Tag für Tag nur Putzen und Kochen. Betteln um jeden Euro: Auch Maryam hat die Isolation kennen gelernt. Vor bald vier Jahren ist die Syrerin nach Wien gekommen, doch noch bis vergangene Weihnachten sprach sie kein Wort Deutsch. Dafür sprudeln die Sätze aus ihrem Sohn nur so heraus, denn die Schule – er hat es ins Gymnasium geschafft – konnte ihm der Stiefvater nicht verbieten. Der Fünftklässler besteht darauf, den Dolmetscher zu spielen.

Einen „Diktator“ nennt er den zweiten Mann der verwitweten Mutter. Ob Taschengeld oder Geburtstagsgessen: Der Stiefvater habe ihm und seiner Schwester alles versagt, was er dem eigenen Nachwuchs aus erster Ehe gewährt habe. Nicht nur einmal sei die Lage

eskalieret. Von Schlägen ins Gesicht und zerrissenen Kleidern ist die Rede, und von Nächten im Frauenhaus, als der Tyrann wieder einmal durchgedreht sei.

Der erste Ausbruchversuch blieb nur ein Intermezzo, doch fortan hatte das Jugendamt ein Auge auf die Familie. Damit waren auch die Nachbarinnen im Spiel. Der Großteil der Frauen gelangt über diese Schiene zum Verein, der von Sozialministerium, Stadt Wien und Arbeitsmarktservice (AMS) gefördert wird.

Ein neues Leben

Sie habe Maryam bestärkt, sich Familienbeihilfe und Mindestsicherung direkt auf ein eigenes Konto überweisen zu lassen, erzählt ihre Mentorin Kblawi: „Als wir den Antrag gestellt haben, hat sie gezittert, so sehr hatte sie Angst.“ Die junge Frau sah keinen Weg mehr zurück. Die beiden fuhren zur Post, um einen Nachsendeauftrag zu erteilen, dann zur Wohnungslosenhilfe. Glücklicherweise hatte die Volkshilfe sofort eine Unterkunft für die Mutter und die Kinder parat. Als ihr Mann im Deutschkurs saß, packte Maryam ihre Sachen – und war mit ihren Kindern weg.

Mittlerweile ist Maryam auch dank Lernhilfe beim Deutsch gehörig vorangekommen, sie hat einen Demokratieworkshop besucht und will Kindergartenassistentin werden. Mit jedem Tag wachse ihr Selbstvertrauen, beobachtet Kblawi, „sie ist heute ein anderer Mensch. Ich werde den Fall bald abschließen.“ Allein ließen die Nachbarinnen aber niemanden zurück: „Wir helfen den Frauen dabei, ein Netzwerk an Kontakten aufzubauen, um selbst Unterstützung finden zu können.“

Samira ist noch nicht so weit, sie wird weiteren Support brauchen. Die Jobvermittlerin vom AMS machen ihr bereits Druck, doch der Einstieg in die Berufswelt ist kein Spaziergang. Jüngste Hoffnung sind die ausgeschriebenen Stellen bei Billa: „Ich bin bereit, alles zu machen.“

Schon jetzt aber sei ihr neues Leben kein bisschen mehr mit dem alten zu vergleichen, sagt Samira. Heute könne sie in Sicherheit und in Ruhe mit ihren Kindern leben: „Ich wünschte, ich hätte Fatima früher kennengelernt.“

Fatima Kblawi vom Verein Nachbarinnen kämpft für die Rechte von Frauen in Zuwandererfamilien: „Viele Männer haben Angst, dass die Frauen sie verlassen, wenn diese ihr eigenes Geld verdienen.“ Zu Besuch bei der geflüchteten Syrerin Samira: Das Familienglück hat sich als Käfig entpuppt – golden war der nicht.

